

# Das Blatt der Frau

Wöchentliche Beilage der Oberhessischen Volkszeitung

Nummer 30

Gießen, Freitag den 31. Juli 1914.

6. Jahrgang

## Arbeitermütter, seid auf der Hut!

Durch das unaufhaltbare Wachsen der Sozialdemokratie sieht sich die kapitalistische Gesellschaft aufs höchste bedroht.

Durch die Peitsche des Sozialistengesetzes, das Zuckerbrot der Sozialgesetzgebung, und wiederum Polizeischikane und Ausnützung des gemeinen Rechts haben sie versucht, den großen „Himmel“ Proletariat zahm zu machen und ihn von der Wahrnehmung seiner Interessen abzuhalten; der Erfolg entsprach den Erwartungen in keiner Weise; die Arbeiter blieben bei Rot und überließen Schwarzweiß den Tempelhütern Mammons.

Aber die Klasse der Herrschenden hat verschmierte Ratgeber in der Zunft der Regierenden. Sie bemerkten, daß es heute nicht mehr genügt, den Kindern der Enterbten in acht Schuljahren Demut, Religion und Königstreue beizubringen, sondern daß man die Jugend in der Hand behalten müsse gerade in den Jahren, in denen sie sich für alles Große und Schöne am leichtesten begeistern läßt, in denen das Leben am unauslöschlichsten seine Eindrücke in das schwärmerisch weiche Herz, in das bildsame, aufnahmefähige Hirn drückt. So entstand die staatlich geförderte Jugendpflege!

Millionen Mark haben die Einzelstaaten bewilligt, Millionen die Gemeinden, und tief haben kapitalistische Interessenten in die Taschen gegriffen, um die deutsche Jugend zu „ertüchtigen“. Und mit dem Erfolg — wer wollte das leugnen — können sie vorläufig zufrieden sein. Ueber die deutschen Fluren und durch die Wälder schwirrt es allsonntäglich dahin von Pfadfinder- und Wandervogelscharen, von phantastisch gepuderten Sängern und Sängerinnen, von bis an die Zähne ausgerüsteten und uniformierten Kleinkriegern, die genau abgeduckt haben, wie sich der große Bruder Militarismus räuspert und wie er spuckt. Eine ganze Jugendindustrie ist entstanden, die glänzende Geschäfte macht und die Jugendbewegung schon ebenso kaufmännisch betreibt und fördert, wie die Panzerplattenfabrikanten den Flottenbau.

Zwei Ziele will die bürgerlich-amtliche Jugendbewegung erreichen: willige, begeisterte Soldaten, sozialistenfeindliche Arbeitskräfte!

Dafür fließt der Geldstrom, für diesen Zweck stellen sich Tausende von Offizieren und Lehrern in den Dienst der „guten Sache“, dafür schlägt die gesamte bürgerliche Presse von rechts bis links ohrenbetäubenden Lantam. Für alle Bedürfnisse ist gesorgt: Wer sich unter der Führung eines wirklichen Offiziers oder eines imitierten Pfadfinderleutnants nicht recht wohl fühlt, der findet einen Lehrer, der ihn „väterlich unauffällig“ für die nationale Ausbeuter- und Militaristenfackel einfängt. Die Hauptsache ist und bleibt, daß Kinder von Arbeitern gewonnen werden.

Die Gefahren, die der Arbeiterklasse von dieser Seite drohen, sind von den Leitenden Kreisen in ihrer ganzen Größe erkannt worden. Nicht etwa, daß uns der endliche Sieg unserer schönen, heiligen und vernünftigen Sache streitig gemacht werden könnte. O nein! Aber wir wollen uns nicht einmal im Vormarsch aufhalten lassen. Die Bedrückung und Ausbeutung der Massen ist so groß, daß wir garnicht schnell genug zu ändern, bessern Zuständen kommen können. Aber haben die Massen, um die es sich hier handelt, die Gefahr

schon völlig erkannt? Das scheint nicht der Fall zu sein. Wohl macht die proletarische Jugendbewegung trotz aller Schikanierungen herrliche Fortschritte, aber zur Größe der Gefahr stehen sie noch nicht im richtigen Verhältnis.

Hier kann die Arbeitermutter viel helfen. Vor allem muß sie die Gleichgültigkeit gegenüber dieser Sache ablegen, die ihre Sache ist. Eine in militaristischen, übernationalen Gedankengängen verzogene Arbeiterjugend wäre eine gewaltige Rückendeckung für handwerksmäßige Kriegshelden. Und je lössiger und gedankenloser eine Arbeitermutter das Kriegsspiel ihres Sohnes duldet, desto schneller und gräßlicher wird das Erwachen sein, wenn sie ihn, den sie mit Sorgen großgezogen, im tödlichen Geschloßhagel des wirklichen Schlachtfeldes wissen wird.

Was wir begannen, sollten unsere Kinder fortsetzen. Aber sie werden das Geschaffene zerstören und feile Unternehmerfödlinge werden, wenn wir gleichgültig zusehen, wie man sie — Söhne und Töchter — ins gelbe Fahrwasser und zum Bruderkampf innerhalb der Arbeiterklasse drückt. Darum fort mit der Gleichgültigkeit, ihr Mütter. Zerstört im Keime die Neigung der Kinder zu bürgerlichem Füttertram und führt sie der Arbeiterjugend zu.

Wie man das am besten bewerkstelligt? Allein durch das gute Beispiel, das die Eltern den Kindern geben! Es gibt keinen größeren Erzieher als das vorgelebte Beispiel. Und am tiefsten greift und am nachhaltigsten wirkt das Beispiel der Mutter. Wo die Kinder anstatt Kleinlichen Schmalens auf Partei, Gewerkschaft und Arbeiterbewegung, Verständnis suchen für die harten Notwendigkeiten des Klassenkampfes, Begeisterung für Bewegung und Ziel, Hingabe an unsere große weltbefreiende Idee, da klopfen die Hurratrioten, Beutepolitiker und Volksunterdrücker vergeblich an. Da wachsen die Anhänger und Werber für die freie Arbeiterjugend heran und führen dereinst zu herrlicher Vollaendung, was ihre Mütter ersehnt haben.

Arbeitermütter! Wollt ihr eine Nachkommenschaft haben, die so denkt und handelt, so seid auf der Hut, daß man euch nicht die Jugend entfremdet!

## Krieg!

Drei Szenen von Kurt Eisner.

I.

Eine Sommernacht. Die Restauration eines großen Hotels. Fremde, Studenten, Kleinbürger, Commis, Frauen, kleine Mädchen. Die Musikkapelle spielt: „Puppchen, du bist mein Augenstern“. Das Publikum singt mit. Lachen, Trinken, Essen, Rauchen, Schwätzen. An einem Tisch diskutiert man lebhaft.

Der Student: Es geht los. Endlich!

Der Kleinbürger: Sie werden mächtig verdrohsen!

Frau Lehmann: Wenn der Lump doch bloß den Thronfolger ermordet hätte, aber auch die Frau Gemahlin! (Gerührt): Die armen Kinder, die armen...

Herr Lehmann: Damischer Hund! So eine Gemeinheit!

Der Student: Jetzt wird man die Kanaille Mores lehren.

Ein anderer Kleinbürger: Ich habe gelesen, Belgrad hat nachgegeben. Es kommt nicht zum Kriege.

Der Student (heiter selbstbewußt): Selbstredend kommt es zum Kriege! Betten, daß?

Der andere Kleinbürger (eigenförmig): Ich habe doch gelesen, Belgrad...

Ein Commis (angetrunken): Unstim... Morjen ist Kriege, Frieden ist Unstim (will sich mit dem Glas Bier in der Hand erheben,

verschüttet es) . . . Jang Deutschland steht — hupp! — mit Beileistung bei Bundesgenossen (lacht laut und gröhlt): Puppchen, du bist mein Au . . . Au . . . Augenstern).

Ein Fremder (blister): Es ist schrecklich . . .  
Der Student:ardon, sind Sie etwa Serb — dann — (klemmt das Monokel ein).

Ein kleines Mädchen (blickt interessiert zärtlich auf den Fremden): Das wäre reizend, ein wirklicher Serbel! (Zum Fremden): Müssen Sie auch in den Krieg?

Der Fremde (erregt): Aber haben Sie alle denn gar kein Gefühl für die Furchtbarkeit, für den Ernst . . .

Ein Zeitungsjunge bringt Extrablätter, Ruße von Tisch zu Tisch: Der Krieg ist erklärt. Einen Augenblick die Stille einer längst erwarteten Entscheidung, die dennoch erschüttert, indem sie wirklich wird. Die Musik bricht plötzlich ab. Dann johndendes Geschrei: Musik! Deutschland über alles! Die Kapelle spielt, alles singt: Deutschland, Deutschland über alles.

Der Fremde (nicht mitsingend) seufzt: Ach!

Der Student (drohend): Warum singen Sie nicht mit?

Der Kommiss: Hallo — Marsch, mitzungen!

Der zweite Kleinbürger: Ich habe doch gelesen, in Belgrad.

Frau Lehmann: Erhebend, daß man bei so was dabei sein kann.

Der Student: Singen oder raus!

Das kleine Mädchen: Lassen Sie ihn doch!

Der Student: Maul halten! (Pakt den Fremden am Rock.)

Der Hoteldirektor (herbeilehend): Halt, hier wird nicht gehauen.

Der Student: Das werden wir sehen.

Der Kommiss: Sie heut Jarnischt zu sagen.

Der Direktor: Wenn Sie nicht Ruhe geben, spielt die Musik nicht mehr.

Der Student: Die wird spielen.

Der Direktor läuft zum Kapellmeister und bedeutet ihm, aufzuhören.

Der Kapellmeister: Das geht nicht, das Publikum verlangt heute patriotische Nummern.

Der Direktor (schreiend): Ich befehle Ihnen . . .

Die Gäste werden aufmerksam auf den Streit zwischen Direktor und Kapellmeister und sammeln sich um das Podium.

Der Kapellmeister (weiter dirigierend): Scheren Sie sich . . . !

Der Direktor (in heller Wut, brüllt): Aufhören, aufhören!

Ein Bierglas fliegt dicht an dem Kopf des Direktors vorüber.

Das ist das Signal zu einem allgemeinen Aufstand. Man schlägt mit den Stühlen auf die Tische, schleudert sie auf den Boden, bis die Marmorplatten zerbrechen, zertrümmert mit den Marmorfüßen, mit Biergläsern, Stücken die elektrischen Lampen und Kronen.

Die Frauen kreischen und lachen. Die Kapelle spielt weiter: Deutschland, Deutschland. Während die Menge das Lied mitbrüllt, vollendet sie im Takt das Zerstückwerk. Der Direktor flüchtet und ruft telephonisch nach der Polizei. Die Marmortrümmer werden jetzt durch die Scheiben auf die Straße geworfen und auf demselben Wege zurückgeschleudert. Die Vorbeerbäume, die die Hotelfront säumen, werden aus den Klübeln gerissen und nun spielt man so lange durch die Fensterhebeln mit den schweren Klübeln Fangball, bis alles kurz und klein geschlagen ist. Eine wilde Horde stürzt sich auf die Garderobenhänder und schleppt Mäntel und Hüte auf die Straße, die bald mit Fellen bedeckt ist. Das Licht in der Restauration erlischt. Die Kapelle spielt im Dunkeln weiter. Polizei rückt an. Alles läuft davon. Die Kellner hammern um die Beche, da niemand gezahlt hat. In dem verwüsteten Saal ist niemand mehr außer der Polizei, dem Direktor und den Kellnern. Nur der Kommiss liegt hilflos am Boden und jöhst:

### Hoch der Kriech!

#### II.

Strache einer großen Stadt.

Der Zeitungsjunge: Neuestes Extrablatt — neuestes Extrablatt — großer Sieg — fünftausend Tote — 12 000 Verwundete.

Der Kleinbürger: Ich mag garnicht mehr lesen. Kein Mensch zahlt mehr. Das Geld ist aus der Welt verschwunden. Wir müssen alle krepieren. Ganz egal, ob die andern siegen oder wir, nicht mal ein Glas Bier kann man sich mehr leisten. Was gingen uns die Serben an. . . .

Ein Arbeiter: Seit acht Tagen haben wir kein Stük Brot im Hause. Die Kinder verhungern.

Der zweite Arbeiter: Umso besser, dann brauchen sie nicht zu warten, bis Granaten sie zerreißen.

Ein alter Arbeiter: Zwei Söhne haben sie mir gemordet, den dritten zum Krüppel geschossen und alle haben sie Frau und Kinder.

Ein Student (zum Kleinbürger): Darf ich um Feuer bitten?

Der Kleinbürger: Verfluchter Hund! Hat noch Zigareiten! (Schlägt ihn nieder.)

Ein Arzt: Ich habe Pestbazillen gezüchtet. Ich will sie den Leuten einimpfen. Es wäre eine Erlösung — für die Besiegten und die Sieger.

Ein Mädchen (hohlwangig, geschminkt): Komm mit, Schab!

Der Arzt: Sie soll den Anfang machen.

Weites Feld. Nacht. Ein dunkelroter Himmel liegt schwer über der Erde. Es regnet Blut. Ein nacktes, totes Kind liegt einsam in der leeren Debe. Der Hals ist ihm herausgeschnitten und das Köpchen liegt auf der Schulter. Vom Blutregen rot gefärbt, schleicht sich ein menschenähnliches Gerippe heran, benagt das Händchen des Kindes und verschlingt es. Durch die steigende rote Blut, die den Leichnam des Kindes sacht hebt, waret ein Zug Gespenster, Gestalten aus allen Zeiten und Völkern, Kronen auf den Schädeln, Szepter und Schwert an den Händen, glitzernde Orden an den Rippen aufgereiht, Fürsten, Kriegshelden, Staatsmänner, Größen der Kirche und des Geldes. Sie waten gebeugt und schleppen, alle zusammen in dieselbe eiserne Kette eingeschürt, hinter sich eine ungeheure, den Weltraum ausfüllend, schattenhaft getürmte Last. Durch die Nacht stöhnt, während die Blutstropfen unablässig rieseln, ein Gesang, der alle Sprachen zu einer neuen Sprache ewiger Qual und Klage vereinigt.

Der Zug der Verantwortlichen:

Durch blutende Nacht  
Wir schleppen und schleifen  
Wir Unerlösten  
Gemordet Leben,  
Zerstörtes Glück,  
Zerstüchte Leiber.  
Es türmt sich die Last  
Mit steigender Schuld  
Am Wehe der Welt.

Eine Stimme:

Und niemals wird der Fluch von euch genommen,  
Bis ihr, die göttlich Leben ruchlos rafftet,  
Das Wunder lernt, die Augen eines Kindes,  
Vom Krieg geschlossen, neuem Licht zu öffnen.

Der Zug sinkt in die Knie, daß das Blutmeer fast über ihm zusammenschlägt und betet beschwörend zu dem toten Kinde. Aber dessen Augen bleiben geschlossen und der Zug wiederholt, weiterwandelnd, das ewige Lied:

Durch blutende Nacht  
Wir schleppen und schleifen  
Wir Unerlösten  
Gemordet Leben,  
Zerstörtes Glück,  
Zerstüchte Leiber.  
Es türmt sich die Last  
Mit steigender Schuld  
Am Wehe der Welt.

### Im New-Yorker Obergericht.

Der „Fall Frau Karolina Bed gegen Louis Bed“ wird aufgerufen, und aus entgegengesetzten Winkeln des scheuenartigen Raumes, in dem wir uns befinden, treten Karolina und Louis vor den Rabi, der den neuen Newyorker Gerichtshof für eheliche Zwistigkeiten verkörpert. Es gibt hier keinerlei überflüssige Förmlichkeiten, und es wird auch nicht gerade im preussischen Schnellfeuer-Tempo drauf los „gestraft“, vielmehr hat man es mit einem Saager Friedenstribunal für eheliche Konflikte zu tun, wenn das neue Gericht seinen sanften und ausgeklärten Verus auch nicht in allen Fällen gleich vollkommen erfüllt.

Frau Karolina Bed tritt vor. Sie ist erst seit einem Jahre verheiratet, und ihr Baby hat erst vor sechs Wochen das Dunkel der Welt erblickt. Und doch sind sie und ihr Louis schon übereingekommen, daß es unmöglich sei, miteinander weiterzuleben. „Das hat sie davon, daß sie einen Chauffeur geheiratet hat“, erläutert der Mann; „sie geriet immer außer sich, wenn ich erst zu später Stunde nach Hause kam. Aber ich konnte nicht anders. Das gehört zum Geschäft eines Chauffeurs.“ Dann folgt die Frau mit einer langen, tränenvollen Geschichte ehelicher Kümmernisse, worauf der Advokat ihres Gatten sie in ein Kreuzverhör nimmt, um ihr womöglich das Beständnis zu entlocken, daß sie ihrem Louis gedroht habe, ihn um eines „anderen“ willen zu verlassen. Aber der Rechtsverdreher kommt nicht weit. „Dieser Gerichtshof ist nicht geschaffen worden“, fährt ihn der Richter an, „um den Parteien Gelegenheit zu geben, mehr oder weniger abscheuliche Beschuldigungen gegeneinander zu erheben, sondern um in Fällen von ehelichem Unglück und Elend augenblicklich Hilfe zu bringen.“ Es wird entschieden, daß Louis seiner Frau zunächst wöchentlich 5 Dollar zu zahlen hat. Die „Probationsbeamtin“, vor der beide Gatten sich dann außergerichtlich gründlicher aussprechen, bekommt eine merkwürdige Tragikomödie der Eifersucht zu hören: Die junge Frau, von noch durchaus mädchenhafter Erscheinung, wurde durch das Berufungsglück des späten Nachhausekommens ihres

Gatten in Eifersucht verstrickt und suchte nun ihr Herz dadurch zu erleichtern, daß sie ihn dafür ebenfalls eifersüchtig machte. Sie erfand wilde Geschichten von liebeverwendenden Männern, viel schöner als er, die sie anbetend umschwärmten, und der Chauffeur glaubte ihr. Aber jetzt, nachdem die beiden jungen Menschen einmal die Möglichkeit hatten, einander in die töricht irrenden Seelen zu schauen, ist alles wieder „all right“. Ihre Hände halten sich umschlungen, während die beiden Leutchen friedlich nebeneinander auf der Bank des „Probationsraumes“ sitzen. — Im nächsten Falle ist ein Schwiegerpapa das Karnickel. Der graubärtige Patriarch erscheint mit seiner Tochter Sarah, die einen Haftbefehl gegen ihren Gatten erwirkt hat, dem sie eine allzuknappe Finanzierung des Haushalts und schlimmeres vorwirft. Der Beklagte weist auf den schwiegerväterlichen Patriarchen als den Gistmischer alles Unheils hin, der ihn gern mit allerhand milden Greisenworten belegt und nicht dulden will, daß Sarah Abends für ihn kocht. Trotz dieser erschwerenden Umstände leistet der Gatte das beinahe Uebernatürliche, seine Sarah doch zu lieben, und weil ein solcher Fall nicht hoffnungslos sein kann, vertagt der Richter die Verhandlung und ordnet zugleich an, daß der Schwiegerpapa schleunigst umziehe. „Ich wohne seit 18 Jahren bei meiner Tochter“, klagt der Alte; „warum soll ich jetzt anderswo wohnen?“ — „Um diesen beiden eine Chance zu geben, wieder glücklich zu werden“, entscheidet der weise Richter. Und Arm in Arm verlassen Charles und Sarah den Gerichtssaal, über dessen Tür die Worte „Aussprache und Versöhnung, nicht Strafe“ zu lesen sind.

## Das erste Abenteuer.

(Schluß.)

Es ging los. Im Sonnenbrand, Schritt vor Schritt gleichmäßig dahin, steil; man redete in der ersten Stunde kaum ein Wort, so ernst war diese Einführung. Nur wenn ein Wanderer von oben herunterkam, traf ihn ein leuchtendes Kinderblick. Und wenn es ein kleiner Junge war, so stießen sich die Mädchen an. Als man schon Stunden gegangen war, schien es, als hätten die Kinderbeine gar nicht mehr mit Schwierigkeiten zu kämpfen, so leicht ging es. Die Knie bewegten sich, als seien sie nichts anderes gewohnt. Als sich die Mutter einen Augenblick hinsetzte, fragte Edith: „Kann die Mama nimmer laufen?“

„Ich war gerade schwer wie ein Saak“, sagte die Mutter, „aber es ist gleich wieder besser“. Und dann achteten sie darauf, ob nicht den Vater auch solch eine Schwäche ankomme. Er aber ließ sich nichts zuschulden kommen. Man war jetzt so hoch, daß man das Land frei unter sich hatte. Der Fluß wälzte sich in Krümmungen silbern hin. Ein fröhliches grünes Tal breitete sich da unten aus. Ruhig lag ein See langgestreckt auf der Erde. „Da ist lauter Wasser heringelaufen“, sagte Edith. „geht das nicht mehr heraus?“ „Nengstlich schauten ihre Augen. Aber Auguste wußte, daß sich das so gehörte und nichts Erschreckendes war. Man konnte darauf auch Schiffe fahren, deswegen mußte der See da sein. Wie das aus sah von dieser Höhe. Als hätte eine scherzende Hand ein Zeichlein zum Spielen ins Tal hinuntergesetzt. Die Bäume, die Wälder waren so münzig und kinderlich in den Boden eingestekt, als könne man sie ganz leicht wieder heransheben und nach Gefallen anderswo einsetzen. „Ich würde dann unser Häusle zum See hintun“, schlug Edith vor. „Ich rauf auf den Berg“, meinte Auguste, „und morgens würd' ich dann zum Baden herunterlaufen“. „Da ist ja schon ein Häusle!“ rief Edith aus.

Man war bei der Hütte angelangt. Weibende Kühe und Schafe breiteten Frieden um sich aus. Rauch stieg aus dem Kamin der Hütte. „Hoho, da oben locht man auch!“ rief Auguste belustigt. Sie fanden noch Hunde, ein Pferd mit seinem Jungen, die herumspazierten. In einem Hause waren Hühner, hinter Gittern Kaninchen und Meerschweinchen. Als die Kinder mit all dem Bekanntschafft geschlossen hatten, befaßen sie sich wieder die Gegend. „Also da geht's weit hinunter.“ „Denk Dir, da sind wir heraufgekommen.“

In der Hütte gab es Milch, Brot und Eier. Auf den Bänken saßen auch noch andere Leute umher. Einer von den Burtschen spielte Zither, ein anderer junger Mensch machte sich an das Mädchen heran und tanzte mit ihr. Die Kinder staunten zu all dem. Die sich das Mädel andächtig drehte und auf dem kleinen Raum den jungen Menschen mit sich rundum bewachte. „Wie beim Theater“, sagte die Kleine. Als das feste schöne Mädchen sie noch auf ihren Schob nahm, lächelte das Kind und brachte das Mädelchen vor Erstaunen nicht mehr zu. Auguste nur sagte hinterher: „Ach, da ist nichts dabei.“ ... Sie wollte damit sagen, daß das alltäglich und gar nicht theatralisch wäre.

Man nahm Abschied von Kühen, Pferden und Hunden, die sich weit über den Rosen hinunter verlor. Dort standen sie und neigten den Kopf so nach unten zu fressen, als kümmere sie keine Sorge der Erde. Wandern schauten sie uns an, ins Tal und auf die Berge

höhe. Die Kinder trennten sich ungern von dem Anblick der Tiere. Als es um eine Bergede ging, hielten sie eine Weile still und winterten. Der Vater aber sagte: „Kinder, wir dürfen nicht zögern. Bald kommt die Dämmerung und wir haben noch einen guten Weg.“ So wanderte man über einen schmalen Fußpfad, über enge Holzbrücken um die Berghöhe herum. Da war eine Seenhütte. Neugierig kam ein Bube heraus. Die Seenerin stand mächtig, breit und hoch in ihren verben Hosen da und wurde von den Kindern mit großen Augen betrachtet. Aber ihre Botschaft war nicht so erfreulich wie ihr Anblick. „Sie sind einen falschen Weg gegangen“, sagte sie. „Nun müssen Sie über die Wetterhütte und haben einen langen Abstieg.“ Edith brach bei diesen Worten in Tränen aus: „Dann kommen wir nimmer heim, o wir kommen nicht mehr hinunter.“ „Wie dumm“, tröstete Auguste, „hier kommt man überall hinunter.“

In der Eile übersehen sie, auf dem Ramm der Höhe zu gehen und kletterten an einem feillichen Kafenhang. Eine Weile ging es so, dann kam wieder die Angst über die Kleine. „Meine Schuhe sind schon ganz krumm!“ Den andern erging es nicht besser. Edith stellte sich hoch und über sah den Abgrund, der gefährlich vor ihnen lag. „Ich fall hinunter, wenn mich Mama nimmer halten kann“, klagte sie. Nur Auguste war behend wie ein Reh über den Gang hochgeklettert und lachte oben Tränen über das Mißgeschick. „Geht doch gerade herauf statt seitwärts“, rief sie den andern zu. Und so ging es. Man kam zur Wetterhütte und traf dort einen Wanderer. „Werfen Sie ja auf den Weg“, rief er, „da oben ist eine Wildnis“. Als Edith das Wort Wildnis hörte, brach sie abermals in Tränen aus. Der Schreck war ihr in die Glieder gefahren, daß sie nicht mehr gehen konnte. Eine ungeheure ängstliche Vorstellung kam über sie und malte ihr einen Schrecken vor, der sich auf dem Gesichtchen widerspiegelte. Es ging über abgetroffene Baumstämme und Geröll steil bergab. Schließlich blieb nichts anderes übrig, als Edith in Vaters Rucksack zu legen. Man sah nur ihr Blumenhütchen und die Locken aus dem Rucksack hervorschauen, sonst nichts von dem kleinen Wesen. Auguste aber lief voraus, suchte die Wegmarkierung, warnte vor tiefen Stufen, vor Schmutz und Steinen und lief so sicher und leicht, als wäre dies alles ein Kinderspiel. Ihre Weinchen schritten fühlend über den Erdboden, der Körper bewegte sich federnd talab, als wäre sie der gewandteste Gebirgsbewohner. Nur der Vater hatte es schwer mit seiner großen kleinen Last.

Nach einer Stunde meinte Edith, sie könne wohl wieder gehen. Wie aus einem Dampfbad entstieg sie ihrem Saak und folgte munter Auguste nach. „Ist das der Wald mit dem Wolf und Rotkäppchen und dem Wolf mit den sieben Geißlein?“ fragte sie. Und sie erzählte weitschweifig die Märchen, wie sie sich's dachte. Inzwischen brach die Dämmerung herein und schattenhaft stiegen und stiegen die Wanderer immer noch bergab. Ohne ein Ende zu sehen.

Plötzlich schrie Edith auf: „Wir kommen nicht mehr heim, der Zug fährt uns davon.“ Sie hatte Recht, aber man durfte es nicht zugeben. Die Eltern hatten so auf den Weg zu achten, daß sie kaum die Stimmung aufnehmen konnten, die sich durch den Wald wob. Weithin nur Stämme, durch die der Abendsschatten Schleiher hinwebte, sie beleuchtete, zerriß und wieder sorglich spann. Gedämpfte Stimmen von Tieren wurden vernommen, aufgeschreckte Vögel drängten Töne von sich. Nehe flüchteten und äugten aus der Ferne zurück. Man fühlte es nur im Dämmerlicht. Gefällte Baumleiber hingen zu Tal. Die morsche Rinde brannte feurig. Es kamen Richtigungen, in denen der Nasen sanft zu Tale lief. Und dann hörten die Klänge auf. Man wartete auf sumpfiger Erde und verjing sich in Hürden, die durch ein schmales Wasser von der Landstraße trennten. Auguste kletterte über all die Gitter hin und kam lachend und kopfschüttelnd wieder zurück. „Der Zug ist doch weg“, flüsterte Edith leise und verweisselt. Man war fünfzig Schritte von den Menschen entfernt, hinten standen schon ihre Häuser, aber man konnte nicht zu ihnen hinfinden. „Wir sind dumm!“ schrie Auguste. „Da ist ja eine Lücke!“ Aufatmend stiegen sie das Holzgelande zurück und gingen über den letzten kleinen Gang, aus dessen feuchter Erde wie tolle Gestalten die Weiden wuchsen. Vor den Mälden stand ein Bauernhaus mit kleinen Fenstern und einem schwachen Lichtschimmer hinter ihnen. Die Kinder horchten voll Erwartung, als der Vater klopfte. Man wies den Weg. Ein Fußpfad führte mitten in einen Ort, der sich in der Dunkelheit verbergte. Im Gasthause war noch geistliches Leben. Man trug die Kinder, die diese nächtliche Wirklichkeit wie wunder-same Märchen bestaunten, in die Weiten.

Der Morgen ging wieder strahlend auf. Die Kinder erwachten fast mit der Sonne und erzählten sich wispelnd unendliche Geschichten ihres Erlebens. Letze zogen sie sich an und schliefen mit der Mutter ins Freie. — Da waren stattliche Bauernhäuser mit tiefen behaglichen Dächern und Blumen an jedem Fenster. Es ging durch eine Lücke in den Stall, in dem ein ganzes Volk von Kühen und Ochsen stand und fraß. Das ging mit gesundem Dunger hintereinander, die Palme hingen rechts und links zum Raufe hinaus. Neben an waren die Pferde, die im warmen Dunst ruhten, unterm Gebälk gaderten Hühner.

Edith rang schon wieder mit Worten, um all die Herrlichkeit einzufangen. Es sagte zu seinem Schwesterchen: „Du, das ist ja fürchterlich schön. Und ich freug auch gleich wieder auf den Berg, um herabgehen zu können.“

„Ach“, meinte Auguste, „ich werde überhaupt später Berg-heiger“. Die Sonne fiel in ein Kornfeld und wühlte darin wie ein schäumendes Meer von Gold. „Dann frühstücken wir eigentlich“, fragte Edith. Da lehrten sie zurück und sendten einen lächelnd auf verlebener Fiß.

„Jetzt essen wir aber auch wie die Käse,“ klang mitten drin Ediths Stimme. Und als sie mit ihrem Saß vor das Gasthaus traten, nahmen die Kinder mit schnellen Blicken Abschied. Auf dem Wege zum Bahnhof wurden sie sehr gefaßt und Auguste meinte zu guter Letzt: „Jetzt haben wir aber so viel gesehen, daß es zu Hause auch wieder schön ist.“ Edith brauchte einige Zeit, um mit dieser Hoffnung fertig zu werden. Schließlich sagte sie dann zuversichtlich: „Aber wir gehen doch wieder hinaus!“

Speranza.

## Aus Welt und Leben.

Die Beschäftigung von Kindern in der Hausindustrie. Trotz der Versuche der Gesetzgebung, die Beschäftigung von Kindern in Gewerbetrieben einzuschränken, hat diese doch noch einen großen Umfang. Nach der letzten amtlichen Statistik waren im Reichsdurchschnitt 6,5 Prozent der Volksschulkinder erwerbstätig. Einige Bundesstaaten ragten über diese Zahl erheblich hinaus, so Sachsen-Gotha mit 15,2 Prozent, Meiningen mit 16,4 Prozent, Altenburg mit 19,2 Prozent usw. Von Kennern der Verhältnisse wird aber die Zahl der wirklich beschäftigten Kinder viel höher geschätzt. Die Kinderarbeit im allgemeinen, insbesondere aber die in der Hausindustrie, ist statistisch noch bei weitem nicht in vollem Umfange erfaßt worden. Der Grund liegt in dem Bestreben der Bevölkerung, eine Verschleierung der tatsächlichen Verhältnisse vorzunehmen, wo von einer Aufdeckung von Unregelmäßigkeiten irgend welche Nachteile befürchtet werden. Einen Beweis dafür, daß die Reichsstatistik die Verhältnisse doch vielleicht zu günstig darstellt, liefert eine soeben erschienene Arbeit von Dr. Vierer über die hausgewerbliche Kinderarbeit im Kreise Sonnenberg. Er hat mit Hilfe der Lehrer festgestellt, daß von den insgesamt 13 488 Volksschülern des Kreises 7838, das sind 58,1 Prozent, erwerbstätig sind. Auf die Hausindustrie entfallen damit 39,2 Prozent aller Kinder; sie machen etwa ein Drittel sämtlicher Seimarbeiter aus. Die Kinder wurden zum Teil zu recht gesundheitschädlichen Berufen herangezogen. Trotz des gänzlichen Verbots der Beschäftigung von Kindern bis zu dem 10. Lebensjahr waren schon in den untersten Schulklassen der Kinder im Alter von 6 bis 7½ Jahren 27,7 Prozent hausindustriell tätig. In den beiden folgenden Jahrgängen stieg diese Ziffer auf 33 und 36 Prozent. Etwa ein Drittel der Kinder arbeitete durchschnittlich mehr als 3 Stunden täglich. Arbeitszeiten von 6 bis 8 Stunden waren keineswegs vereinzelt. Vierer stellte fest, daß bei vier Fünftel der beschäftigten Kinder gegen das Kinderschutzgesetz verstoßen wurde. Der Kinderarbeit kann eben weniger durch Verbote entgegengetreten werden, als durch tatsächliche materielle Hilfe, und zwar insbesondere an die Eltern für den fortfallenden Lohn der Kinder.

Steigerung der Säuglingssterblichkeit im Frühjahr. Bis vor kurzem hat die Mehrzahl der Forscher die Ansicht vertreten, daß die hohen Sommertemperaturen den Kindern nicht direkt schädlich werden, sondern daß sie die Ferkung ihrer Nahrung, der Milch, begünstigen und daß diese dann die Krankheit verursacht. Wie Dr. Tiefmann in der Deutsch. med. Woch. ausführt, ist es aber nicht gelungen, in der Milch die Keime zu finden, die ihr eine derartige heftige Giftwirkung verleihen. Da nun an jedem beliebigen heißen Tag, selbst im Frühjahr, in jedem Stadtteil und in ganz verschiedenen Straßen gleichzeitig viele Kinder erkranken und in kurzer Zeit sterben, so müßte doch der Keim in der Milch, der daran schuld sein soll, recht weit verbreitet sein. Wenn dem wirklich so wäre, so müßte es doch möglich sein, ihn im Laboratorium zu züchten und mit ihm giftige Milch zu erzeugen. Da dies aber bisher nicht gelungen ist, so bleibt nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß die Hitze die Kinder direkt schädigt. Es muß aber unbedingt darauf das Hauptgewicht gelegt werden, daß Tiermilch überhaupt keine ideale Nahrung für den Säugling darstellt, da sie auch im reinsten Zustande zu Schädigungen Veranlassung geben kann. Die Hygiene der Kuhmilch muß daher zurücktreten hinter einer direkten Fürsorge für die Kinder. Der Bevölkerung ist noch nicht genügend zum Bewußtsein gekommen, ein wie unerlässliches Gut die Muttermilch für den Säugling darstellt. Das gesamte Milieu, das ein Kind umgibt, ist von Einfluß auf seinen Gesundheitszustand. Daher heißt Säuglingsfürsorge treiben zugleich Wohnungspflege ausüben.

Die Kinderausagen besitzen, bewies wieder einmal eine Verhandlung, die sich vor der Strafkammer in Trier abspielte und sich gegen einen 73jährigen Handwerker richtete. Dem Angeklagten waren seit etwa einem Jahre zwei Mädchen im Alter von 11 und 13 Jahren, die von ihren Eltern verlassen waren, von der Kommunalverwaltung zur Pflege übergeben worden. Die beiden Mädchen, besonders das

ältere, zeigten sich als schwer zu erziehende Kinder, so daß die Frau des Angeklagten das 13jährige Mädchen einmal als frech und verlogen bezeichnen mußte. Nunmehr kann die Gescholtene auf Rache und wandte sich schließlich an die Armenverwaltung mit der Bitte, sie in einer anderen Familie unterzubringen, da sie von dem Angeklagten in unsittlicher Weise versorgt werde. Obwohl der alte Mann diese Anschuldigung mit Entrüstung zurückwies, blieben die beiden als Zeuginnen vernommenen Mädchen auch vor Gericht bei ihrer Behauptung und detaillierten die angeblichen Unsittlichkeiten ganz genau. Nach dem Plaidoyer des Staatsanwalts, welcher eine Gefängnisstrafe von sieben Monaten beantragte, nahm der Vorsitzende die jüngere Schwester noch einmal in ein eindringliches Kreuzverhör, und, in die Enge getrieben, gestand sie jetzt ein, daß ihre Schwester die ganze Sache erdacht habe, um sich zu rächen. Es erfolgte nun natürlich nach ganz kurzer Beratung des Gerichts die Freisprechung des Angeklagten. — Jedenfalls zeigt auch diese Verhandlung wieder, wie vorsichtig man den Kinderausagen gegenüber sein muß, selbst wenn sie ihre angeblichen Wahrnehmungen so genau detaillieren wie im vorliegenden Falle, da man mit der lebhaften Phantasie eines Kindes rechnen muß.

## Gesundheitspflege.

Welche Wirkung übt der Alkoholgenuß auf die geistige Entwicklung und Leistungsfähigkeit des Kindes aus? Ueber diese Frage machte der Direktor der Städtischen Nervenheilanstalt in Chemnitz, Prof. Dr. Weber, auf dem Sächsischen Jugendtag für alkoholfreie Erziehung, den der Sächsische Landesverband gegen den Mißbrauch geistiger Getränke unlängst in Dresden veranstaltete, etwa folgende lehrreiche Ausführungen: Bei dem heutigen starken Konkurrenzkampf auf allen Gebieten ist es unsere Pflicht, dafür zu sorgen, daß unsere Kinder nicht Schädlichkeiten ausgesetzt sind, welche die Gesundheit und Leistungsfähigkeit des Nervensystems herabsetzen. Zu diesen Schädlichkeiten gehört besonders der Alkohol in jeder Form, namentlich weil gerade im kindlichen und jugendlichen Alter das Gehirn, das wichtigste Organ der Geistesfähigkeit, besonders empfindlich und widerstandsunfähig ist. Schon durch mäßige Gaben alkoholischer Getränke werden nachgewiesenermaßen bestimmte geistige Leistungen stark beeinträchtigt. Die Wirkungen solcher kleiner Alkoholmengen halten oft zwei Tage an. Wird solcher Alkoholgenuß regelmäßig wiederholt, so kann sich das Gehirn überhaupt nicht mehr völlig von der Vergiftung erholen, und es kommt dann zu dauernden Veränderungen. Deshalb weisen Kinder, die regelmäßig Wein, Bier oder Schnaps u. dergl. erhalten, sehr oft mangelhafte Schulleistungen auf, sind ungezogen, lügnerrisch oder zeigen schon in jüngeren Jahren allerlei verbrecherische Neigungen (Diebstahl, Mißhandlung von Tieren und kleinen Kindern); oft erwacht frühzeitig der Geschlechtstrieb und führt zu mancherlei Auswüchsen. Alle diese Folgen machen sich am stärksten geltend in den sogenannten Entwicklungsjahren (zwischen dem 12. und 18. Lebensjahr), in denen ohnehin, zumal heutzutage, allerlei besondere Schwierigkeiten, Gefahren und Verlockungen vorliegen. Vielfach beginnen unheilbare nervöse und geistige Erkrankungen gerade in diesem Alter und unter dem Einfluß dieser Schädlichkeit. Für Kinder, die von Haus aus nervös, reizbar oder schwächlich sind, ist der Alkohol noch schädlicher, und es wäre ganz falsch, ihnen Wein oder Bier usf. zur Beruhigung oder Kräftigung geben zu wollen. Der Vortragende erläuterte seine Ausführungen durch einzelne besonders drastische Beispiele; er begründete damit die Forderung, die Jugend bis zum Abschluß der Entwicklungsjahre vollkommen vom Genuß aller alkoholischen Getränke fernzuhalten.

## Für Haus und Hof.

Der Transport des lebenden Geflügels auf dem Wochenmarkt geschieht noch vielfach in recht unweckmäßiger und tierquälerischer Weise, was aber von den meisten gar nicht erkannt, mindestens nicht beabsichtigt wird. Man darf diese Tiere nicht an den Flügeln oder an den Beinen mit dem Kopfe nach abwärts tragen; denn das verursacht ihnen entsetzliche Pein. Diejenigen handeln schon richtiger, welche das Geflügel in Netze stecken; jedoch, wenn das Netz keinen Fußboden hat, dann bleiben die Tiere in den Netzen mit ihren Füßkrallen hängen. Also die Hausfrauen mögen das hier Gesagte beherzigen! — Noch besser wäre es, wenn auf jedem Wochenmarkt eine Tötungsabode wäre, in welcher Geflügel und Fische sogleich schmerzlos vom Leben befreit werden könnten, wie das bereits in einer größeren Reihe von Städten der Fall ist, wo die Tierkühvereine mit Beihilfe der Stadt solche Tötungsanstalten errichtet haben. Dann brauchen die gekauften Hühner, Tauben usw. nicht lebendig nach Hause geschleppt zu werden, die Hausfrauen sind des unangenehmen Tötungsgeschäftes enthoben und die Tiere finden durch Betäubung und schnelle Enthauptung den leichtesten Tod.

Wasserflecken auf Polituren. Wasserflecken werden auf polierten Flächen dadurch beseitigt, daß auf diesen Fleck gestreutes Kochsalz mit etwas Wasser geträpelt wird. Nach einer Weile wischt man das Salz schön rein weg und stellt durch Reiben mit einem weichen Lappen den Glanz der Polituren wieder her.